

Leopold von Sacher-Masoch, Jüdisches Galizien. Erzählungen aus einer untergegangenen Welt

Leseprobe aus der Geschichte: **Hasara Raba**

Kalinoski hatte als blutjunger Mensch ein adliges Fräulein geliebt, das ihm, aus Gott weiß welchem Grunde, einen Korb gegeben hatte.

Sie hatte seitdem geheiratet und sich nach ein paar Jahren von ihrem Manne getrennt, wie das schon so guter alter Brauch ist bei unseren Polinnen. Jetzt lebte sie in Kalinoskis Nachbarschaft auf ihrem Gute Rakow. Diese Dame, sie hieß Henryka von Sokolow, galt als die interessanteste Frau in unserer Gegend, vielleicht nur, weil sie jedem unerreichbar schien, denn sie war äußerst romantisch, und kein Mann fand Gnade vor ihrem streng poetischen Blick. Der eine trank zu viel, der andere roch nach Tabak, der dritte war zu wenig belesen. Sie selbst stand im Rufe, Verse zu machen, und kleidete sich mehr kühn als geschmackvoll, aber sie war immerhin noch eine begehrenswerte Frau. Mit Kalinoski stand sie jetzt auf dem besten Fuße, er besuchte sie als »aufrichtiger Freund« und schien den Korb, den sie ihm gegeben hatte, vollkommen vergessen zu haben. Aber es schien nur so, im Geheimen sann er unausgesetzt auf Rache. Diese interessante Dame zeigte bei jeder Gelegenheit einen merkwürdigen Haß gegen die Juden. Wenn ihr ein Mann recht mißfiel, sah er wie ein Jude aus, wenn es recht garstig roch, roch es nach Juden.

»Nun, warte nur«, sagte eines Tages Kalinoski, als er von ihr wegritt, zu sich selbst; er schien einen sehr lustigen Gedanken gefaßt zu haben, denn er lachte laut auf.

Bei seinem nächsten Besuche nahm er seine Lorgnette vor die Augen und betrachtete Henryka so lange und so gründlich, daß sie endlich verlegen wurde. »Sie sind wirklich schön«, murmelte er, »ich habe nie eine schönere Frau gesehen, ich finde es daher vollkommen begreiflich.«

»Was finden Sie begreiflich?«

»Daß der Ruf Ihrer Schönheit bis in den Orient gedrungen ist.«

»Wie das?«

»Sollten Sie noch nicht wissen, meine Gnädige, daß ein Prinz aus dem Morgenlande in Kolomea angekommen ist, ein echter Türke mit unermeßlichen Schätzen und großem Gefolge, der diese weite Reise einzig nur zu dem Zwecke unternommen hat, Sie zu sehen.«

»Sie scherzen wohl.«

»Wie sollte ich scherzen? Sie wissen doch, daß mein eigenes armes Herz -«, er seufzte schwer und brach ab. »Also wirklich ein Türke?«

»Ich dachte, daß er seine Absicht, sich zum Schemel Ihrer Füße zu machen, bereits ausgeführt hat!«

»Der Schemel meiner Füße«, wiederholte Henryka, als sie vor dem Schlafengehen ihr Haar in Papilloten von Zeitungspapier eindrehte und ihre schmutzige Nachtjacke anzog. »Der Schemel

meiner Füße«, hauchte sie, als sie am Morgen erwachte und gähmend in ihre zerrissenen Pantoffel fuhr. »Der Schemel meiner Füße«, seufzte sie, nachdem sie beim Frisieren wie gewöhnlich ihre Kammerfrau geohrfeigt hatte. Plötzlich kam der Bediente gerannt, es sei ein reich gekleideter Türke mit Gefolge im Dorfe und verlange vorgelassen zu werden.

»Das ist er«, rief Henryka strahlend, »der Prinz aus dem Morgenlande, der Schemel meiner Füße.« Sie eilte sich anzukleiden, warf ihren Schlafrock, der unzählige Risse zeigte und von Fett starrte, ab, behielt aber ihren schmutzigen Rock und ihre zerrissenen Strümpfe an, denn wann hätten dergleichen Kleinigkeiten eine echte Polin je geniert. Sie warf einen Seidenrock mit königlicher Schleppe darüber, schlüpfte in eine Sammetkazabaika, schlang Juwelen um Hals und Arme, und wer würde jetzt noch ahnen, was diese Pracht wohlthätig dem Auge verbirgt? Mit jener graziösen Majestät, welche den Polinnen eigen, trat Frau von Sokolow auf die Freitreppe heraus, den Prinzen zu begrüßen, und es bot sich ihr jetzt allerdings ein Schauspiel, das sie an die Märchen von Tausendundeine Nacht erinnerte.

Der türkische Prinz - sie hatte ihn sofort erkannt - hielt am Fuße der Treppe auf einem milchweißen Pferde, er trug ein rotes Fez, weiße Pantalons und einen blauen goldgestickten Kaftan. »Ein schöner, poetischer Mann!« war der erste Gedanke der interessanten Frau. Hinter ihm war ein Elefant zu sehen, auf dessen Hals ein Türke saß, und ein Dromedar mit Geschenken beladen, das ein anderer Orientale am Zügel führte. Bei zwanzig Leute in türkischen Kleidern umgaben die beiden seltenen Tiere, unter ihnen fiel ein Mohr, der ganz rot gekleidet war, besonders auf.

Der schöne Prinz war niemand anderer als Baruch Koreffle Rebhuhn, der Elefant und das Dromedar gehörten einer Menagerie an, welche eben in der Kreisstadt ihre Bude aufgeschlagen hatte, ihre Führer waren Menageriewärter, die übrigen Türken arme Juden aus Koreffles Freundschaft, der rotgekleidete Mohr war Kalinoski selbst, der sich Gesicht, Hals und Hände schwarz angestrichen hatte, um unerkannt Zeuge der ganzen Komödie sein zu können. Der Spaß kostete ihn einige tausend Gulden, aber der Genuß gesättigter Rache ist ja unbezahlbar.

Baruch spielte seine Rolle meisterhaft. Er stieg würdevoll vom Pferde und langsam die Treppe hinauf, kreuzte die Arme auf der Brust und verneigte sich tief vor der romantischen Edelfrau, welche ihn in ihren Salon führte und sich auf dem Sofa niederließ. Ihm selbst bot sie keinen Sitz an, sondern hob den einen Fuß empor, sie wollte ihm damit andeuten, daß sie gerne bereit sei, ihn zu ihrem Schemel zu machen. Der Prinz blieb jedoch vor ihr stehen und murmelte einige hebräische Worte, welche für sie vollkommen türkisch klangen. Sie erwiderte englisch, er schüttelte das Haupt, als wollte er andeuten, daß er dies nicht verstehe, sie versuchte es nun mit dem Französischen, er schüttelte neuerdings das Haupt, nun versuchte sie es noch einmal, sich mit Hilfe ihres Fußes verständlich zu machen. Es schien aber vergeblich, und sie gab es seufzend auf. Nun erschien der Mohr, gefolgt von zwei anderen Türken, welche entsetzlich nach Knobel rochen, aber Henryka dachte nicht im entferntesten an den verhaßten Judengeruch, sie nahm unter artigen Verneigungen die Geschenke, welche sie brachten und der Prinz zu ihren Füßen niederlegte, prächtige Seidenstoffe, türkische Teppiche,

orientalisches Konfekt und einen kostbaren Schmuck. Dann stand sie auf, winkte dem Prinzen, ihr zu folgen, führte ihn in das Gastzimmer und deutete durch eine kühne Pantomime an, daß sie ihn einlade, bei ihr zu wohnen. Dies verstand der Türke offenbar, denn er sprach einige Worte zu seinen Leuten, worauf dieselben fortzogen, und blieb mit dem Mohren in dem Edelhofe zu Rakow zurück.

Nun geschah etwas höchst Merkwürdiges. Die stumme Unterhaltung, zu welcher die Polin und der Prinz aus dem Morgenlande verurteilt waren, schien eine Annäherung zu erschweren, bewirkte aber gerade das Gegenteil. Der Türke erreichte in einem Tage, was alle anderen mit Hilfe ihrer Suada vergeblich durch viele Jahre angestrebt hatten. Henryka konnte sich mit ihm weder von Literatur, noch Politik, noch sonst etwas unterhalten, und die Zeichensprache war bald erschöpft. So saßen sie denn beim Diner und blickten sich stumm und zärtlich an, ebenso stumm und zärtlich saßen sie nach dem Essen zusammen in der Laube und ebenso stumm und zärtlich in der Dämmerung auf dem Diwan.

Henryka seufzte und der Prinz seufzte, der Prinz legte endlich die Hand auf das Herz und blickte die interessante Frau schmachkend an, sie gab ihm den Blick zurück und legte gleichfalls die Hand auf das Herz. Der Prinz kreuzte die Arme auf der Brust und warf sich vor ihr auf die Knie nieder.

»Ich verstehe, Sie wollen der Schemel meiner Füße sein!« lispelte Henryka und legte den vollen Arm um seinen Nacken. Der Prinz erhob sich und umschlang sie, schon zitterte sie an seiner Brust, und ihre Lippen begannen in Küssen zu reden, eine Sprache, die jedem verständlich ist, er mag im Fürstenschlosse oder im Zigeunerlager geboren sein, unter Palmen oder Tannen.

Da sie nicht zusammen sprechen konnten, wurde vielleicht noch in keinem Liebesverhältnisse so viel geküßt, gestreichelt und umarmt wie zwischen Henryka und dem schönen Prinzen aus dem Morgenlande, welcher stumm die Hände auf der Brust gekreuzt, wie ein Sklave, ihr zu nahen pflegte, um sich jedesmal in ihren Armen in den feurigsten Liebhaber zu verwandeln. Noch nie hatte Rakow so viele Gäste gesehen, alles kam, den türkischen Prinzen anzustauen, alle Damen beneideten Henryka und alle Männer den Türken.

Drei Wochen bereits schwelgte die interessante Edelfrau in den Freuden einer Liebe, welche so ganz ihrem romantischen Geschmacke entsprach, als sie eines Tages wieder zur Pantomime ihre Zuflucht nahm, um dem Prinzen einen tiefverborgenen Wunsch ihres Herzens mitzuteilen. Sie nahm zwei Ringe, steckte den einen an seine, den anderen an ihre Hand und deutete dann mit der Hand gegen Osten.

Der Prinz verstand sie diesmal gleich. »Wai geschrien!« rief er, »daß ich eppes habe eine Frau! Möchte Sie sonst auf der Stelle nehmen, so wahr ich Baruch Koreffle Rebhuhn heiß.«

Henryka starrte den Prinzen an, sie begriff noch nicht ganz, da kam der Mohr und sprach mit Kalinoskis eigenster Stimme: »Erlauben Sie, meine Gnädige, daß ich mir das Gesicht abwasche, ich bin nun lange genug schwarz herumgelaufen. Gib mir Wasser, Koreffle.«

Die interessante Frau fiel in Ohnmacht. - -

Die Geschichte war zu komisch, als daß sie nicht wie ein Blitz sofort die ganze Gegend überflogen hätte, auch Chaïke bekam sie zu hören und ließ den armen Kopf hängen. Sie dachte daran, ihrem Manne Vorwürfe zu machen, aber als er kam, stockte ihr das Wort auf den Lippen, es war ihr so entsetzlich weh zumut, als wäre sie zertreten worden, sie hätte aufschreien mögen, aber sie konnte nicht, sie sprach nur im Herzen, bloß ihre Lippen bewegten sich, und ihre Stimme wurde nicht gehört.

»Wo warst du so lange? Hast du gemacht eine Meißel?« war alles, was sie endlich hervorbrachte.

Baruch Koreffle fand es nicht nötig, ihr eine Antwort zu geben.

Mitten in der Nacht schrie sie auf aus dem Schlafe. »Was hast du gesagt?« fragte Baruch. »Hab ich was gesagt?« seufzte sie, »dann waren es Gram und Kummer, die aus mir gesprochen haben.«

Am Versöhnungstage war es, da sagte Chaïke zu ihrem Manne: »Wirst du nicht zur Schule gehen? Wenn du wirst zur Schule gehen, werd ich dir geben eine Jamkipurkerze, die ich hab gekauft vom Ersparten.«

»Gib mir die Kerze«, gab Baruch zur Antwort, zog die Schuhe aus, zog das Leichenhemd an, den Talar mit den Schaufäden und nahm die weiße Kappe über den Kopf. So ging er in die Schule, zündete die Kerze an und stellte sie neben die Bundeslade.

Als die anderen ihn kommen sahen, wendeten sie sich ab von ihm und beteten mit noch größerem Eifer weiter. Er trat in eine Ecke, wo kein anderer war, und begann gleichfalls zu beten, da hörte er es murmeln, rechts und links und hinter sich: Gott hat ihn verworfen. Er blickte zurück und sah, daß alle Kerzen hell und ruhig brannten neben der Bundeslade, nur seine Kerze war erloschen. Da faßte ihn der Zorn, er nahm die Kerze, schleuderte sie zu Boden, daß sie in viele Stücke auseinandersplitterte, und verließ die Synagoge.

»Seine Kerze ist erloschen, ein böses Zeichen«, flüsterte sein Schwager.

Schon murmelten andere: »Er hat sie zu Boden geworfen, er ist aus der Schule gerannt, er lästert Gott!«

Wie ein Rasender kam er nach Hause, riß die Schaufäden herab und die Kappe, warf Talar und Leichenhemd zu Boden und zog sich an, um auszugehen.

»Gott der Gerechte! Baruch!« schrie Chaïke auf, »was tust du tun? Wohin gehst du zu gehen? am Tage der Versöhnung?«

»Meinst du, ich kenne das Gesetz nicht«, sagte Baruch mit bebenden Lippen, »es heißt, am 10. Tage des 7. Monats sollt ihr euren Leib peinigen und quälen. Jeder Jude fastet heute und betet in der Schule, berührt kein Weib, und kein Schuh kommt an seinen Fuß. Aber es steht nicht geschrieben, daß man Bosheit üben soll. Sie haben meine Jamkipurkerze ausgeblasen und schreien jetzt: Gott hat ihn verworfen! So soll es denn sein. Bin ich verworfen, will ich ganz verworfen sein.« Er setzte seine Mütze auf und rannte fort.

Als der mutige Fleischhauer Enoch Regenbogen zurückkehrte aus der Schule, kam er an der Schenke vorbei, die einem Polen gehörte, und hörte Musik und Gesang, da das Fenster

erleuchtet war, legte er seine breite Nase an die Scheibe und schaute. Was sah er da? Er sah die polnische Dirne, die der Schenkwirt hielt, ein hübsches freches Frauenzimmer, in ihrer Kazabaika von rotem Wollsam, mit offener Brust auf Baruch Koreffles Schoß sitzen und die Gitarre spielen, und Baruch sang und trank mit zwei Soldaten und einem christlichen Fuhrmann und gebärdete sich wie toll.

»Seht Baruch Koreffle, er sündigt am Versöhnungstage«, rief der Fleischhauer dem Johanan Pinew Berlin und dem Abeles Halstuch Karfunkel zu, welche eben vorübergingen. Sie legten gleichfalls ihre Nasen an die Scheibe und sahen gleich ihm die Dirne auf dem Schoße Baruchs sitzen. »Er lästert Gott«, ging es von Mund zu Munde, so weit Juden wohnten.

Als Baruch im fahlen totenhaften Frühlicht nach Hause wankte, er hatte viel, sehr viel getrunken, blieb er vor seiner Türe stehen und warf einen Blick auf dieselbe. Was hatte er für einen Grund, seine Türe anzusehen? Es geschah gewiß nur zufällig, aber als sein Blick sie nur gestreift hatte, blieb er auch wie gebannt an ihr hängen, eine heftige Erschütterung ging durch seinen ganzen Körper. Er war mit einem Male nüchtern. Zuerst fuhr er sich über die Stirne, dann ließ er seine Hand über die Türe gleiten, als wollte er das entsetzliche Wort, das hier stand, Buchstaben für Buchstaben nachtasten.

Es war so, wie er zuerst gelesen.

An seiner Türe stand das »Cherem«, er war verflucht, in Acht und Bann erklärt samt seinem Weibe und seinen Kindern. Ihn schwindelte.

Chaike hatte seinen Schritt erkannt, sie kam heraus und sah ihn da stehen und sah das furchtbare Wort an ihre Türe geschrieben, aber sie weinte nicht, sie zitterte nicht einmal. »Es ist so gekommen, Baruch, wie es kommen mußte«, sagte sie ruhig. »Du hast es so gewollt. Komm, wir wollen überlegen, was zu tun ist, komm, wenn dich auch alle verfluchen und dir aus dem Wege gehen, ich bleibe bei dir.«